

(Nachdruck verboten.)

## 10) Das Weiberdorf.

Roman aus der Eifel von Clara Viebig.

Peter stand mit geballten Fäusten. Wollte er die Alte niederschmettern? Nein, er gab sich selbst eins vor die Stirn, daß er ein paar Schritte zurücktaumelte.

„Wirt, geben Sie der Frau doch ein ordentliches Droppen für ihren Durst,“ rief der Reisende. „Hahaha, auf meine Rechnung!“

Arammscheidt näherte sich mit Schnapsflasche und Mäzchen, stuchend riß ihm Pittchen die noch halbvolle бутtel aus der Hand, setzte sie an und trank sie leer. Grell lachend fiel er gegen die Wand.

Er hatte genug. Jetzt fühlte er nicht mehr Gewissensbisse — jetzt hörte er nicht mehr Jammer und Weinen draußen in der Nacht — jetzt plagte ihn der Thaler nicht mehr, der Teufel, der rund und blau über den Tisch kollerte.

Mit verglasteten Augen, den Kopf auf die Brust hängend, forkelte er zur Stubenhür.

Zeih sprang auf. „Eweil moß es gieh, es kann net mieh hei bleiven!“

„Warum nicht gar?“ Der Reisende zog sie mit Gewalt nieder. „Jetzt bleibst Du erst recht hier, mein Schätzchen!“

„Es moß hân hämsöhren. Hân kömmt en Malör kriehn, mein Pittchen!“

„Der? Haha! Wenn er im Dreck liegt, wird er schon aufstehen. Donnerwetter, was der Wind heull! Schert Euch fort, alte Madame, so vorlegene Ware wird nicht mehr verlangt — haha!“ —

### VII.

Erster Platterschnee war gegen Morgen gefallen, in die Lachen und Pfützen gesunken und da zerflossen; aber er strömte, auch nicht mehr sichtbar, eine winterliche Kälte aus. Er steckte in der Luft, die naßkalt und scharf wie mit Messern schnitt; er drückte in dem Himmel, der gleichmäßig grau und schwer über'm Thal hing.

Berschmipelt erschienen die wenigen Blätter, die Ebereschen hatten ihre letzten Beeren verloren, Sträucher kamen murrig von den Bergen herunter und saßen krächzend auf den Dachfirsten.

Wer kein Meißig aufgestapelt hatte, froz; die Hütten waren dumpf wie die Keller.

Peter Niffert lag noch im Bett; die zerlumpfte Decke hatte er bis an die Nase gezogen, aber er schlief nicht. Mit düstren Augen starrte er nach Lucia, die am kalten Herd saß, das Kind an der Brust.

Sie hatte sich einen alten Deckensehen um die Schultern gehängt, fröstelnd zog sie ihn fest um sich. Sie war ganz blaß, nur um ihre Nasenspitze rot verfroren; jetzt wüßte sie, und das Josephchen hustete.

Peters Stirn zog sich in noch tiefere Falten; über der linken Bräue hatte er eine mächtige Beule, das Auge war schwarz-blau unterlaufen. Der Kopf schmerzte ihn und war so schwer wie ein Baderstein; er stöhnte.

„Wollte ebbes, Pittchen?“ Zeih sah nach ihm hin.

„Et es kalt — brr.“ Er klapperte mit den Zähnen.

„Es haon ten Holz!“

„Verflucht!“ Peter drehte sich nach der Wand um und sprach nicht mehr.

Sie sagte auch nichts.

In der Stube war's frostig, noch frostiger durch das Halb Dunkel, das drinnen herrschte; Zeih hatte einen Lappen vor das Fensterchen gehängt, sonst piff der Wind gar zu ungeschindert durch die Ritzen. In trauriger Mißfarbe schimmerten die nackten Wände, hier und da war der Verwurf abgebrockelt, der rohe Stein kam zum Vorschein. Im Estrich waren tiefe Mulden ausgefahren. Der Holzfuß war lange nicht geschonert; Bank und Schenkel auch nicht; auf dem Kellerbord standen die Schüsseln zerbrochen.

Lucia gähnte, es war ihr recht öd im Magen; prüfend sah sie sich um — war denn gar nichts da, um die Flankeit wegzubringen und den Hunger, der allmählich aufstieg, ihr den Magen zusammen zu krampfen? Ein warmer Kaffee würde ihr gut thun. Ha! Sie schmeckte ihn schon in Gedanken.

Leise, um ihren Mann nicht zu stören, schlich sie auf den

Zehen an den Kellerbord. Auch nicht eine Bohne mehr in der Dürre, kein Heppen Brot mehr da!

Trübselig starrte sie vor sich hin; da fiel's ihr plötzlich ein, hatte der Peter nicht was gewonnen gestern Abend beim Startenspiel? Daß sie das vergessen konnte — ja, einen Thaler, einen ganzen harten Thaler! Vor Freuden machte sie einen Satz, daß ihr das Kind fast aus den Armen geglitten wäre; sie ließ ans Bett.

„Pittchen, hä, Pittchen, mir haon jao wat vergäh!“ Sie lachte und fing an, Hose und Rock, die unten am Fußende lagen, zu untersuchen. „Hei!“ Sie hielt triumphierend den Thaler in die Höhe. „Eweil sein mir aus aler Bredullich (Verlogenheit).“

Er hatte sich halb aufgerichtet, mit blöden Augen starrte er sie an — jetzt schien ihm plötzlich das Verständnis zu dämmern, mit einem Satz war er aus dem Bett und zog ihr den Arm herunter: „Giffte här!“

Sie nahm das als Spaß und lachte vergnügt.

Er riß ihr unfaust das Geldstück aus der Hand. „Dinnerstich Dech noch es! Dän Dahler es mein!“

„Neuer Pittchen!“ Ganz betroffen sah sie ihn an. Was war ihm denn? Sonst behielt er doch nichts für sich!

Sie streckte wieder die Hand aus: „Gif doch här, es moß ebbes kaafen gieh. Et es e su kaalt hei, ons Josephche hust!“

„Laos mech zofrieden,“ murmelte er, sprang wieder ins Bett und hielt den Thaler in der geschlossenen Faust unter der Decke versteckt.

„D Jesses, on es haon e su 'nen Appetit!“ Thränen füllten rasch ihre Augen, aber sie sagte nichts mehr; Vorwürfe machen war nicht ihre Art, sie nahm's eben wie's kam. Resigniert setzte sie sich wieder auf ihren Schenkel.

Das Kind fing kläglich an zu wimmern; Peter sah das erbärmliche Gesichtchen, so weß und alt wie das eines Aramien; er sah die dünnen, winzigen Hände, die in der Luft herumgriffen, und jetzt hörte er das Husten, das Rasseln auf der kleinen Brust und den pfeifenden Athem. Er sah auch, daß Zeih weinte; die biden Thränen kullerten ihr über die heut gar nicht blühenden Wangen. Sie kam ihm plötzlich ganz elend und abgezehrt vor.

Es gab ihm einen schmerzhaften Stich durch's Herz; nur ein Wort hätte es ihn gekostet, eine Handbewegung: „Da hast Du es n Thal“, und sie wäre aufgesprungen mit einem lustigen Lächeln, Freudenröte auf den Wangen.

Nein, nein! Wie ein Verzweifelter preßte er den Thaler zwischen den Fingern; er konnte sich nicht von ihm trennen. Der lag wie Blei in seinen Händen, der klebte daran fest. Als hätte das tote Metall Leben bekommen, so dehnte es sich in seiner Hand. Es wurde größer und größer, immer schwerer und schwerer, es nahm ihn ganz in Beschlag mit Leib und Seele, es wuchs und wuchs. Und eine Stimme bekam es, die flüsterte nur ihm allein verständlich, flüsterte und flüsterte —

Durch Peters Kopf rasten seltsame Gedanken, sie wurden darin herumgewirbelt wie welke Blätter im Gewittersturm. Duster harketen seine Blicke auf dem weinenden Weib und dem elenden Kind, glitten an den öden Wänden auf und nieder und fuhren unster durch die kalte, armjelige Stube.

Immer dringlicher flüsterte die verführerische Stimme, immer verständlicher, immer klarer; aus einem Chaos rangen sich ihre Worte los, und er lauschte ihr, den Kopf auf die Brust geneigt, ganz versunken.

Es klopfte; er fuhr aus seinem Brüten auf.

Ein kleiner Schäljunge trat ein, Tafel und Federrohr unter den Arm geklemmt; sehr wichtig und hochgeehrt durch den ihm gewordenen Auftrag brachte er seine Botschaft vor.

„Dän Pittchen soll eweil gleich beim Hähr Pastohr in de Kirch kommen, dän Kronleuchter es erimmer geporzelt, hân seit eweil uf ein Boden!“

„Laos hân liegen,“ brumnte Peter. Er war unwillig, wollte nicht gestört sein; er mußte lauschen, der Stimme lauschen, die so vernehmlich zu ihm sprach: „Arm, arm — warum brauchst Du arm zu sein? Es liegt in Deiner Hand — in Deiner Hand!“ — Ja, in seiner Hand lag das Thalerstück, das kleine und doch so mächtige Ding, das, nur von Menschenhand geschaffen, doch die Welt regierte, tausendmal mächtiger wie der Herrgott im Himmel.

„Wat stiehste noch hei?“ fuhr er den Knaben an. „Gei güm kein Maulaffen feil gehaalen!“

„Zhr sollt erweil kommen, bei dän Gähr Pastohr,“ beharrte der Junge.

„Sao, gieh doch, Pittchen,“ mischte sich die Zeih ein.

„Ech haon kein Zeid!“

„Newer bei dän Gähr Pastohr,“ sagte Lucia vorwurfsvoll, „bei dän gaastlichen Gähr! Daor moß mer doch giehn!“

„Gaastlich oder net gaastlich, ales ein Paatsch! Laoh meß zofrieden.“ Er hob die Hand gegen den Knaben: „Maach, dattste eraus kömmt!“

„Gieh doar, Pittchen,“ redete Lucia zu; sie hatte das Kind hingelegt und saßte ihren Mann nun kräftig unter die Achseln, „eweil kriehste vielleicht ebbes zu verdienen!“

„Ae, verdienen?! Ech pfeifen druf!“

„O Zeh, dän Honger!“ Zeih hielt sich den Leib und krümmte sich: „De Gedärm sein mer erweil schums binnewemig (inwendig) zosammengeschnort — Pittchen, gieh doch!“

„In drei Deitwels Naomen!“ Fluchend streckte er ein Bein aus dem Bett, wie ein Pfeil schoß der Knabe zur Thür hinaus, er fürchtete Prügel.

Lucia lachte hinter ihm drein, und dann hielt sie ihrem Mann die Hofe hin: „Dein Bugen, Pittchen! Gei es dat rechte Bein, hei dat linke!“ Sie half ihm in die Kleider.

Wie im Traum ließ sich Peter anziehen, seine Gedanken waren weit weg. Zwischen den zusammengezogenen Brauen sah eine grüblerische Falte, er brütete in sich hinein und schraf zusammen, als ihm Zeih mit einem lachenden „Färdig!“ die Mühe aufs Haar stülpte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Der Münchener Schäßleranz.

Der Münchener Karneval steht diesmal im Zeichen des Schäßleranzes. In das Erotisch-Farbige des Münchener Straßenlebens mischt diese originelle Veranstaltung eine echt mittelalterliche Nuance, für die die Namen eines Hans Sachs und Dürer als künstlerisches und volkstümliches Kennwort gelten könnten. Wer jemals die Schäßler tanz gesehen, wer Münchener Brauch und Weise ganz in sich aufgenommen, der vergißt diese Gassen-scenen nie wieder. Wo immer während des Karnevals die Schäßler, angethan mit kleidsamer roter Jade, manchesternen Hosen, weißen Eskarpins und Schnallenschuhen, schönem weißem Schurzfell und grüner Schlegellappe erscheinen, da folgt ihnen ein Troß von neugierigen Gassern. Und wo sie vor einem erklärten Hause acht- bis zwölfpaarig zum Rhythmus einer eigenartigen Quadrille den kunstvollen „großen Achter“ tanzen, da hält selbst der eiligste Wagen- und Passantenverkehr respektvoll so lange, bis der Reigen beendet ist. In diesem Respekt befindet der Münchener, wie mir scheinen möchte, seine Reverenz vor dem alten Volksbrauche, dem eine tiefe Symbolik eigen ist. Denn er ist einer jener Bräuche, der von der Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit einer Zeit redet, wo jedes städtische Gemeinwesen noch ein individuelles Gepräge trug. Und dann ist der Schäßleranz ein Freudenbringer, wie er einst dem verzweifelten Volksgemüt als Bejahung des Willens zum Leben entsprang. Das Zeitalter der Zünfte war auch das Zeitalter der Volksbräuche. Vor oder um die Zeit, da der Schäßleranz in München aufkam, blühten dort allerlei Tanzbelustigungen. So zogen die Schwertfeger der bayrischen Stadt Braunau am Inn alle acht Jahre nach München, um zunächst in der Residenz, sodann in den Straßen mit Schwertern in den Händen vor allem Volk ihre belustigenden Tänze zu produzieren. Ferner zogen hier alljährlich die Schlosserlehrlinge mit einer ausgestopften Figur, dem „Sadel“, herum; und der Weggersprung, der in Nürnberg 1346 entstanden war, wurde schon lange vor dem Schäßleranz, nämlich im Jahre 1426 in München abgehalten, wo er auch noch jetzt alle drei Jahre stattzufinden pflegt.

Was nun den Ursprung des Schäßleranzes betrifft, so hat einmal spitzfindige Gelehrsamkeit versucht, ihn mit dem von Numa Pompilius zu Ehren des Kriegsgottes Mars gestifteten Orden der Salier und falschen Jungfrauen in Rapport zu setzen, ohne freilich dafür Beweise erbringen zu können; der Umstand, daß der Schäßleranz nur in München Brauch war, beweist schon allein, daß er mit dem Saliertanz keinerlei Verwandtschaft haben konnte. Ebenso wenig ist er — im Gegensatz zu den wahrscheinlich später aufgetauchten Tänzen der Frankfurter und Salzburger Weinküfer — aus Zunftfesten hervorgegangen. Sondern er ist, was er ist: ein spontaner Ausbruch der Lebensgeister im Volke, und er verdankt schlechtweg der Pestepidemie seinen Ursprung. Fast unmittelbar auf den Tod des Kaisers Ludwig, der 1347 auf der Jagd, wahrscheinlich vom Schläge, plötzlich weggerafft worden war, trat neben allerlei sonstigen Naturereignissen, in München eine Krankheit auf, die der „Schwarze Tod“ genannt wurde. Weihnachten 1462 erschien sie

wieder. Da man weder ihren natürlichen Ursprung, noch ihren infektiösen Charakter zu erklären vermochte, so konnte der Krankheits-erregter nur ein „Basilisk“ oder „Lindwurm“ sein. Trotzdem dies Unliet nur aber auch nach dem Volksglauben in einem Altstadtbrunnen getödet worden sein sollte, wütete die Epidemie doch weiter fort und forderte bis Michaelis 1463, wo sie erlosch, an zwei Drittel der Bevölkerung zum Opfer. 1515 trat sie vorübergehend auf, um dann zwei Jahre später mit einer Festigkeit ohne gleichen auszubrechen. Da der Stand der ärztlichen Wissenschaft gleich niedrig war, wie vordem, so wiederholte man einfach die bereits bei der Epidemie von 1463 angewendeten Schutzvorkehrungen. Diese bestanden darin, daß man keinen Menschen ununterrucht in die Stadt ließ, ja selbst Waren und Briefe rücherte, bevor sie herein durften; daß man einige Straßen sperrte, zuerst mit Ketten, dann aber, als doch hier und da einer durchschlüpfte, mit Brettern verbarrikadierte. Dazu verbrante ein eigens angestellter Pesträucherer täglich ganze Haufen Wachholdersträucher in den Straßen. Das alles nutzte aber nichts, sondern die Menschen fielen wie die Fliegen. Aller Verkehr hörte auf, man verschloß die Thüren; kein Mensch wagte sich auf die Straßen, keiner wagte von draußen hereinzukommen, er hätte sich dem zuvor vor dem Stadthor auf einer Bärenhaut liegend in die Luft schlenbern lassen, um so „den Dunstkreis um sich her zu reinigen“. Diesmal war es noch ein gewaltigeres Sterben; über 5000 Menschen erlagen der „Brechtie“, und der Schrecken lähmte alle Geschäftlichkeit und Daseinsbethätigung. Da waren es die Schäßler und die Wegger, die daran gingen, die Münchener Gemüter zu neuer Daseinslust zu bewegen. Jene zeigten durch ihre Straßentänze, daß die Luft wieder gesund, diese sprangen ins Wasser, um zu beweisen, daß es keine giftigen Stoffe mehr enthalte, wie man bisher geglaubt hatte. Obwohl aus der Pestzeit aus leicht erklärlichen Gründen keine Urkunde oder sonstige Aufzeichnung über die Entstehungszeit des Schäßleranzes vorhanden ist, so darf hierfür doch der Januar 1517, wo die Epidemie ihr Ende fand, als sicher angenommen werden. Willkürlich war jedenfalls die Jahreszahl 1669 neben einem zwei Schäßler in roter Jade zeigenden Festschild, das ehemals am „Himmelschäßler“-Haus im Färbergraben prangte.

Von diesem 1731 am 29. Juni nachts eingefürzten Hause, als der Schäßler-Herberge oder wenigstens doch der Wohnung des Zunftmeisters, ist der Tanz jedenfalls ausgegangen. Die Volksüberlieferung stellt das so dar, daß zuerst ein Schäßler nebst seiner Frau den Straßen-Reigen begann; er spielte auf der Geige, sie tanzte dazu. Dann kommt ein Lehrbub' mit einer Schwegelpfeife und ein anderer mit einer Trommel; und als ein Schäßler ein Faß mit-schleppt, das mit Schlägeln bearbeitet wird und schließlich gar ein lustiger Kunde in schiedigem Gewande allerlei Poffen reißt, da erhält die tanzende Schäßlergruppe charakteristisches Gepräge. Und der Tanz dazu; denn er wurde immer besser. Eines Tages zogen sie wieder am Pesträucher Thor vorbei, da kommt ein altes Bauernweibchen mit einer Butte voll Eiern auf dem gekrümmten Rücken. Es ist die erste Bäuerin, die sich wieder zur Stadt hineinwagt. Triumphierend nehmen sie die Schäßler in die Mitte, bekränzen die Butte, laufen ihr die Eier ab und als die Butte leer, springt der Hanswurst hinein und läßt sich von dem Weibe „Budeltragen“ tragen. Weil ihr aber die Last zu ungewohnt, so duckt sie sich raus, und der Hans übermunt purzelt aus der Butte. Solcherweise entsand später die „Gretchel in der Butten“. Das war ein lustiger Schäßlergeselle in einem Bäuerinnenrock nebst Schürze, und ein ausgestopftes Bauernweib an die Butte gebunden. Der Schälm selber aber, in bunter Fledeljade, einen aufgetrempelten Hut mit 4 Kartenassen auf dem Kopf, schaute fröhlich aus der Butte und neckte mit einer langen Wurft in der Hand die Passanten. 1802 verschwand die „Gretchel“ nebst dem alten Liebknecht, das von Trommel und Pfeife begleitet worden war. An ihre Stelle traten fortan zwei Hanswürste.

Hatten nun also die Schäßler das Privilegium des Straßentanzes seither im Dienst der Fröhlichkeit ausgeübt, so ist doch kein urkundlicher Ausweis vorhanden, warum sie nur alle sieben Jahre tanzten. Jedenfalls sind für diesen Turnus andere Zunftfestlichkeiten und Bräuche vorbildlich gewesen. Der bayrische Historiker Westenrieder spricht allerdings einmal davon, daß die Schäßler ums Ende des 18. Jahrhunderts alle drei Jahre getanzt hätten. Im verfloßenen ist mit Einschluß der gegenwärtigen Veranstaltung 15 mal getanzt worden. Es entspricht den fortgeschrittenen Zeitverhältnissen, noch mehr aber den technischen und physischen Anforderungen, wenn seither jedem Tanzjahr eine gewissenhafte Einstudierung monatelang vorausgeht. Ist doch z. B. die Aufgabe des Reißschwingers ziemlich kompliziert. Sie gipfelt nämlich darin, daß er einen Reifen mit drei im Innerrande aufgestellten vollen Weingläsern so geschickt über den Kopf und zwischen den Beinen hindurchzuschwingen verstehen muß, daß kein Tropfen verloren geht. Aber auch die tägliche Trainingung ist angesichts der starken physischen Anstrengung, die die Tänzer zu bewältigen haben, durchaus notwendig. Rechnet man auch nur zehn Ausführungen im Tage, was sehr wenig ist, so sind das in diesem Karneval doch rund fünfhundert Tänze. Man denke: in Schnee und Eis, draußen im Straßenlärm — keine leichte Aufgabe! Aber die Frohnatur des Müncheners und sein „Humor“ überwältigen doch alles. — Ernst Kreowski.

### kleines Feuilleton.

— Der weiße Rock des Herrn Kürnberger. In der Neuen Freien Presse erzählt Leopold Kosner: Mein Freund Ferdinand Kürnberger hatte einen weißen Winterrock, das heißt der Rock war eigentlich gar nicht weiß, obgleich diese Sorte im Volksmunde so bezeichnet wurde, er war femmelbar und durch die Farbe und die großen Knöpfe ziemlich anfallend. Diese lichten Röcke waren, besonders bei Musikern, früher sehr beliebt. In den sechziger Jahren trugen die Brüder Johann, Josef und Eduard Strauß solche weiße Röcke, und in Kaffeehäusern war es Gesprächsstoff, als der Ziehler-Mischerl es ihnen nachgemacht. Ich weiß nicht, was Kürnberger, der ein sehr ernsthafter Mensch war, veranlaßte, ein Kleidungsstück von so heikler Farbe zu wählen, doch konnte man ihn jahrelang in dem weißen Winterrocke durch die Straßen und zu bestimmten Stunden über den Graben pendeln sehen. Es war aber auch kein gewöhnlicher Rock, und seine Schicksale waren mannigfacher Art. Er hat Freud' und Leid mit seinem Besitzer geteilt, wurde wohl liebevoll behandelt, doch oft auch hart gebüßet, wenn sein Herr äbler Laune war, was zuweilen vorkam; und als diesem die Zeit gekommen schien, wo sie sich auf der Straße mit einander nicht mehr gut sehen lassen konnten, ohne bei einigen Pflasterkretern Bemerkungen hervorzurufen, da degradirte er ihn von Stufe zu Stufe. Er verwendete ihn zunächst, wohl auch, um an Holz zu sparen, vormittags bei der Arbeit als Salsrock, dann nachts als Bettbede und ließ ihn schließlich als Teppich Dienste thun. Ich habe schon oben erwähnt, daß es kein gewöhnlicher, gefühlloser Winterrock war. Er hat sich in allen Metamorphosen rühmlich bewährt. Von einem Kürnberger ließ er sich auch willig mit Füßen treten, denn er war von seiner Sendung überzeugt und erhoffte seine Auferstehung, und thatsächlich erlebte er sie auch, denn Kürnberger erschien eines Tages wieder in einem neuen weißen Winterrocke, der wohl ein neuer schien, aber der — alte war. Und das kam so:

Am elischen Kleidungsstücke waren Reparaturen vorzunehmen. Dem Dichter war für solche Arbeiten ein älterer jüdischer Gliahschneider empfohlen, der seine Sache wiederholt zufriedenstellend machte und nun wieder antreten durfte. Der ärmliche Mann übernahm die Kleider und besah die defekten Stellen, sein Blick aber war nicht so ruhig wie sonst, unsicher schweifte er am Boden umher, oft nach jener Ecke schielend, in der ein merkwürdiger Tapis sein Auge beleidigte. Plötzlich that er einen Griff nach dem Ding, welches als Bettvorleger fungierte, im Nu hatte er mit einem offenen Taschenmesser eine Naht aufgetrennt, freudig strahlenden Auges an einer zweiten Stelle dies Manöver wiederholt und mit gebrochener Stimme und als ob es sich um die Rettung einer Menschenseele handelte, versuchte er nun des Dichters Gemüth zu bewegen und bat ihn, den Rock doch nicht so elend verkommen zu lassen. Der Stoff sei von bester Qualität, wohl ab und zu fleckig, geschöpft, auch gewetzt, aber wenn das Tuch gereinigt und gewendet wird, Herr, so wahr ich lebe, ich mache Ihnen einen neuen Winterrock daraus!

„Das könnten Sie wirklich?“  
 „Wie heißt, ob ich könnt? Ich soll meine Kinder und mein Weib nicht mehr lebendig vor mir sehen, wenn ich lüge.“  
 „Schwören Sie nicht so abscheulich! Das ist ja mehr als graulich.“  
 „Entschuldigen Sie, bitte — regen Sie sich nicht auf. Kinder hab ich nie gehabt, und — kennen denn Sie mein Weib?“  
 Der finster dreinblickende Dichter lächelte bald hinter seiner Brille hervor, der Handel wurde abgeschlossen, und nach kurzer Zeit schon erschien Kürnberger wieder im weißen Rock, den diesmal ein schöner Sammetragen und Hornknöpfe zierten. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, daß der Rock „gewendet“ ist, wenn ein befreundeter Hoffhauspieler, der ein feines Auge für alles hat, mich nicht aufmerksam gemacht hätte, daß die äußere Brusttasche, die links zu sitzen pflegt — rechts angebracht war. —

### Musik.

Seit Jahren wird in verschiedenen Städten viel Mühe aufgewendet, um volkstümliche Konzerte zu Stande zu bringen. In Wien ist es mißlungen, abgesehen von Bestrebungen der jüngsten Zeit, die vielleicht besseres Glück haben werden (namentlich die neuen Sinfoniekonzerte unter Loewe). In München ist der Versuch, solche Konzerte sozusagen offiziell zu veranstalten, ebenfalls mißlungen; in privater Weise ist seit längerem eine Annäherung daran und neuerdings ein besonderer Anlauf zu derartigen Konzerten von Franz Kaim, dem Besitzer der nach ihm benannten Konzertsäle, gemacht worden. Aus Hamburg und Leipzig jedoch wird über ein Gelingen solcher Versuche berichtet. Was wir in Berlin an vorläufigem schwachen Erfolg dafür haben, ist an dieser Stelle schon öfter gekennzeichnet worden. Am hat Kapellmeister Karl Zimmer mit seinem kleinen Orchester (auscheinend ohne seine sonstigen Veranstaltungen aufzugeben) im Kaisersaal der Passage Unter den Linden „Sinfonie-Matinee“ eröffnet, die jeden Sonntag 12 Uhr und jeden Donnerstag 4 Uhr zum Eintrittspreis von 50 Pf. stattfinden sollen. Obschon die Forderung wahrhaft volkstümlicher Konzerte auch damit nicht erreicht ist, können wir doch das neue Unternehmen freudig begrüßen und müssen bedauern, daß die erste Matinee weit schlechter besucht war als es im Verhältnis zur Gmüt des Orts und zur Güte des Dargebotenen sein

konnte. U. a. kam Raffs Sinfonie „Im Walde“, eine vielgespielte und wohl auch überschätzte Programm- oder wenigstens Stimmungsmusik: und Tags darauf hörten wir das nämliche Stück in der Probe des 7. Sinfonie-Abends der königl. Kapelle von Weingartner. Daß im ausverkauften Zuschauerraum des Opernhauses und von einem zwei- bis dreimal größeren Orchester das Stück weit schöner klang als unter jenen armeneligen Verhältnissen, ist begreiflich; ziehen wir diese Verschiedenheit ab, so möchte ich bezweifeln, daß der rein künstlerische Abstand beider Aufführungen groß genug war, um den weiten Abstand zwischen dem Interesse der Öffentlichkeit für Herrn Zimmers und dem für Herrn Weingartners Leistungen zu rechtfertigen. Die Unmittelbarkeit des Uebergangs von der „Dämmerung“ zum „Tanz“ vernachlässigten beide Dirigenten; auffallend war mir, daß gerade die schwächere, die zweite Hälfte des Wertes bei Weingartner einen effektvolleren Eindruck machte, als es bei Zimmer der Fall, und als es just von dieser Hälfte zu erwarten war.

Im selben siebenten Sinfonie-Konzert wurden Weingartners „Gesilde der Seligen“ als Novität für diese Konzerte aufgeführt. Wir hatten uns bereits (12. Oktober v. J.) bei ihrer Vorführung in einem populären Philharmonischen über ihren Wert ausgesprochen und haben heute nur das eine hinzuzufügen, daß das Werk, wie es damals ungerecht unterschätzt, diesmal ungerecht dürfte überschätzt worden sein. Das Wenige, was es an motivischem Gehalt besitzt, macht den Eindruck, als sei dieses Mehr nur dem Spiel der Instrumente zu Liebe, und diesem Wenigen konnte wohl auch der Beifall schwerlich gelten.

Ein eigener Fall von Novitätsaufführung war das (wahrscheinlich durch irgend einen russischen Mäcen ermöglichte) Konzert in der Philharmonie am Freitag, das Fragmente aus „Rufian und Lubmilla“ brachte, der zweiten Oper von Glinka (1803—1857), dessen erstes Hauptwerk, „Das Leben für den Vater“ (1836), der völlerühmte Ausgangspunkt der national-russischen Oper geworden ist. Auch jene zweite Oper gehört seit ihrer ersten Aufführung (1842) zu den beliebtesten Repertoirstücken in Russland. Für Deutschland war die neueste Konzertaufführung vielleicht der allererste Versuch überhaupt. Der Text ist eine wohl recht notwendige Bearbeitung des phantastischen Gedichts gleichen Namens von Puschkine, die den Bedarf nach Dramatik wohl recht wenig deckt. Die Musik könnte man bezeichnen als „made in Germany“ (war doch Glinka auch Schüler S. Dehns in Berlin). Sie ist von einer heute geradezu überraschenden Simplizität, die etwa auf Dittersdorfs Zeit zurückweisen könnte. Mit wenigen, vorwiegend sequenzartigen Ausnahmen ist der Harmonienwechsel äußerst spärlich, und die vielen klingenden Noten vernehmen noch den Eindruck des Primitiven. In den Ensembles, z. B. dem Quartett im ersten Finale, findet sich — mit Galopp-rhythmus — ein starkes Ausmaß gewöhnlicher Wendungen, die mit mancherlei Nachahmungen und noch mehr Wiederholungen verarbeit sind. Nimmt man all dies mit in Kauf, so kann man sich an den schlichten großen Linienzügen ganz wohl erfreuen; und hört man von Verloj's und Liszt's Interesse für den Schöpfer einer derartigen Musik, so wird einem das Eintreten von Verloj für den hier neulich halb und halb abgefallenen A. Hamerik, der ebenfalls so unmodern komponiert, verständlicher. Dazu kommen nun noch zwei Eigenarten des Komponisten von „R. u. L.“: erstens die bei uns schon fast ausgestorbene Verwendung des Klaviers für Secco-Recitative, das dabei von einigen wenigen andern Instrumenten, zumal der Harfe, wirkungsvoll ergänzt wird; zweitens die zwar manchmal recht langweilige, manchmal aber um so interessantere Behandlung der Chöre: man glaubt gegenüber dieser oft fast sprechenden Deklamation, es solle der Chor des griechischen Dramas wieder erweckt werden. Auch abgesehen davon sind manche Chöre von hervorragend schöner Lyrik, zumal in dem an Venusberg- und Klingensor-Zauber gemahnenden dritten Aufzug.

Eine Reihe tüchtiger Solisten hatte sich dem Wagnis zur Verfügung gestellt. Im einzelnen leisteten sie — Frau Herzog in erster und Herr Heß diesmal nicht in letzter Linie — sehr gutes; die Ensembles hinkten etwas. Reimen wir noch den Dirigenten Nicolai von Rasauli, der den D. Schmidtschen Chor und das Philharmonische Orchester zusammenhielt, so haben wir vielleicht den beim Ganzen Verdienstvollsten genannt. Als charakteristisch erschien uns schließlich der Umstand, daß selbst das Andromatische des gesamten Werks die Amatur der Konzertaufführung einer Oper nicht mildern zu können schien. — sz.

### Aus dem Tierleben.

— Schlangensterne, welche Korallen nachahmen, hat nach einem Bericht des „Prometheus“ Professor Berrill auf seiner Bahama-Expedition entdeckt. Die meisten der bei den Bahama-Inseln lebenden Fiedersterne klettern mit ihren langen Armen an den Zweigen der Rindenkorallen (Sergoniden) und sehen genau aus wie diese, insofern als sie die Farben und Formen ihrer Zweige getreu wiedergeben. Sie finden dadurch Schutz gegen die Raubfische, welche die Korallengebüsche wegen ihrer weissen Organe meiden. Allerdings scheinen viele Fische gegen die Kesselnzellen der Korallen unempfindlich geworden zu sein, denn man findet Fische, welche sich beim Abweiden der Büsche von Hydroid-Polypen nicht stören lassen. Die Fiedersterne würden also von solchen Fischen mit samt den Korallen verschlungen werden. Vielleicht bilden sie aber besonders wohlschmeckende Bissen, die sich verstopfen müssen. —

### Geologisches.

— **Kleinasiatische Erdbeben.** Die Erdbebenkatastrophe, die am 20. September vorigen Jahres das Vilajet Adin mit der Hauptstadt Smyrna in Kleinasien getroffen hat, gehört zu den fürchterlichsten, die in geschichtlicher Zeit dieses erdbebenreiche Gebiet heimgesucht haben. Die Erdbeben Kleasiens und seiner Randgebiete zeichnen wahrscheinlich weder mit den überhaupt auf der Erde eine geringe Rolle spielenden Einbeben, noch auch, abgesehen vielleicht von der kleinen vulkanischen Insel Mikros, mit Ausbruchs- und Beben das geringste zu thun; sie gehören vielmehr zu den von Hänes so genannten tektonischen oder Verschiebungsbeben, wozu bei weitem die meisten Erdbeben zu rechnen sind. Worin besteht das Wesen dieser Beben? E. Süss, der Wiener Geologe, hat überzeugend nachgewiesen, daß die tektonischen Beben geknüpft sind an gewisse Störungslinien im Bau der Gebirge und Erdschollen, entstanden durch Massenverschiebungen in der sich zusammenziehenden und dabei faltenden oder zerreißenden Erdrinde. Unsere Erde hat sich bekanntlich nach der Lehre von Kant und Laplace aus einem von der Sonne abgesonderten Gasball in unendlich langen Zeiträumen zu der ansehnlich festen, im Innern wahrscheinlich noch glühenden Kugel entwickelt. Langsam hat sie ihre nach Maßgabe der mechanischen Wärmetheorie durch Verdichtung erzeugte Wärme an den kalten Weltraum abgegeben, bis sie oberflächlich so weit gefestigt war, daß sie zum Träger anfangs niedriger, später höher und höchst entwickelter Lebewesen werden konnte. Der Abkühlungs- und Verdichtungsprozeß geht auch heute noch vor sich. Aber nur der plastische, gasförmige oder flüssige Erdkern kann sein Volumen gleichförmig verringern und sich allseitig zusammenziehen; die feste Gesteinshülle dagegen, einem schwachen Gewölbe gleichend, sinkt stetig oder auch ruckweise nach, legt sich dabei wie ein austrocknender Apfel in Falten, zerreißt und verschiebt sich in einzelnen Streifen und Schollen. Dieser Vorgang kann sich nicht ohne tiefgreifende Veränderungen an der Erdoberfläche vollziehen. Ohne ihn wäre die Erde ein eintöniges Flachland oder auch ganz vom Meer bedeckt; ohne ihn auch gäbe es wohl keine Erdbeben; dies sind die krankhaften Zuckungen und Schüttelfröste, die den Leib der alternden Erde erzittern machen und ihr unglückliches Antlitz durchbeben. Abkühlung, Schrumpfung der Erde, Gebirgsbildung und Erdbeben gehen Hand in Hand; unaufhörlich, bis ein in fernerer Zukunft die Erde ganz erstickt ist, ein ideo Trümmersfeld gleichwie der Mond, sind jene im Gange, beständig darum auch die Beben. Was Süss für die Alpen, Süditalien und andre Gegenden nachgewiesen hat, nämlich daß die dort auftretenden Beben auf die eben kurz geschilderte Weise entspringen, also mit Bruchlinien in der Erdrinde zusammenhängen, das gilt in nicht geringerem Grade auch für den Westrand von Kleinasien. Dieser wird bildungsgeschichtlich vor allem durch drei Bruchzonen bestimmt, deren Streichrichtung durch die Orte Abasia—Rhodus, Rhodus—Dardanellen, Dardanellen—Neporus genügend gekennzeichnet ist. An den die Süd- und Westküste begleitenden Brüchen ist bei der Entstehung des Ägäischen Meeres und seiner südöstlichen Fortsetzung eine ganze Erdscholle hinabgesunken, heute nur noch durch eine reiche Inselkette, die Sporaden, ihr einstiges Vorkommen bekundend; der Dardanellenbruch, das Einbruchsboden des Marmarameeres und das tektonische Thal des Bosporus schließen unseren Kontinent von Asien. Längs dieser schlecht verarbeiteten Brüche gehen auch heute noch Schollenschiebungen, Entslungen und Gebungen vor sich, und im engsten Zusammenhange damit stehen die Erdbeben des westlichen Kleasiens. Von den zahlreichen Orten dieser Gegend, die in geschichtlicher Zeit, seit etwa 2500 Jahren von Beben heimgesucht wurden, sind sechs am schwersten getroffen worden: Konstantinopel, Bursa, Smyrna, Imbros, Lesbos, Chios, Santos und Rhodus, dieses, sowie Imbros im Schnittpunkt zweier Bruchzonen gelegen, somit besonders gefährdet, Chios und Smyrna, von dem Schütterbereich westlichst streichender Bruchlinien bedroht. Gerade diese Brüche scheinen diesmal dem Vilajet Adin verhängnisvoll geworden zu sein. Entlang der Manissa Daagh, Bos Daagh und Dikuma Daagh ziehen sich, nach Osten fortwährend, mehrere tektonische, durch häufige Erdbeben ausgezeichnete Bruchlinien, und ganz besonders die südöstlichste, die Mäanderlinie, mit den Städten Adin und Kasli, hat am 20. September die schwere Katastrophe erlebt. —

### Technisches.

— **Messingorten.** In einer theoretisch und praktisch sehr ergebnisreichen Untersuchungsreihe über Legierungen hat sich G. Charpy, wie wir der „Techn. Rundsch.“ entnehmen, auch mit dem Messing, der wichtigsten Kupferlegierung, beschäftigt. Messing enthält gewöhnlich 20 bis 35 Proz. Zink, es dürfte aber von Interesse sein, daß noch etwas höhere Zinkgehalte sehr brauchbare und dabei billigere Legierungen liefern. Nach Charpy steigt Elastizitätsgrenze, Härte und Starcheit mit dem Zinkgehalt bis zu 50 Proz. des letzteren. Die Streckung beim Zuge wächst anfänglich ebenso, nimmt aber von 30 Proz. an jäh ab. Auch der Widerstand gegen Zerreißung wächst dementsprechend bis zu seinem Maximum, das mit ungefähr 45 Proz. Zink gegeben ist, um dann jäh zu sinken; dagegen vermindern sich der Widerstand gegen Druck und die Torsionsfestigkeit mit zunehmendem Zinkgehalte bis zu einem bei etwa 30 Proz. Zink gegebenen Minimum und nehmen hierauf wieder zu. Sprödigkeit wird erst bei einem Zinkgehalt von 48 Proz. sichtbar, über welche Größe hinaus es sich deshalb nicht empfiehlt, ihn bei

den in Gewerben benutzten Legierungen zu steigern; doch ist er andererseits auch nicht gut auf weniger als 30 Proz. hinabzudrücken, denn dann wird das Messing nicht nur feiner, sondern auch weniger schmelzbar, fest und bearbeitbar. Läßt man den Zinkgehalt zwischen 30 und 43 Proz. wechseln, so erhält man eine ganze Reihe von Metallen mit verschiedenen Eigenschaften, deren hammerbares Gieß bei einem Zerreißungswiderstande von 27 bis 28 Kilogramm auf den Quadratmillimeter sich bis um 60 Proz. verlängern läßt, während das zäheste Gieß bei einem Widerstande von 37 bis 38 Kilogramm noch nahezu um 40 Proz. verlängert werden kann, wobei immer nur der vollständig ausgeglichene Zustand in Betracht gezogen ist. Bei ganz sorgfältig durchgeführter Kaltbearbeitung und eben solchem Ausglühen wird man den Widerstand sogar bis auf etwa 60 Kilogramm für Barren und Bleche und noch viel weiter für Draht zu steigern vermögen. —

### Humoristisches.

— **Malitiös.** Frau A.: „Ich sage Ihnen, man soll immer vorsichtig sein! Wenn ich z. B. mit meinem Mann zante, schiel ich immer die Kinder hinaus!“

Frau B.: „Das ist allerdings sehr vorsichtig — aber es ist doch nicht gut für die Kinder, wenn sie den ganzen Tag auf der Straße herumlaufen müssen!“ —

— **Schmeichelehaft.** Herr: „Warum bestehen Sie denn gar so hartnäckig darauf, mich zur Annahme dieses Ehrenpostens zu bestimmen? Es giebt doch sicher viel bessere und bedeutendere Männer wie mich; warum gehen Sie denn nicht zu denen?“

Abgesandter: „O — was glauben Sie denn? Da war ich ja schon überall!“ —

— **Der erste Schritt.** „Sie wissen, mein Mann ist Maler, und da muß ich mich auch allmählich für die Kunst begeistern. Ich habe mir bereits ein Lognon angeschafft.“ —

### Notizen.

— **Johens neues Stück.** „Wenn wir Toten erwachen“ kam in Berlin erst im Laufe des März am Deutschen Theater zur Aufführung gelang. Vorher werden noch Entwürfe von Hauptmann („Salut und Pau“), Halbe („Das tausendjährige Reich“ mit Emanuel Reicher in der Hauptrolle) und Strickfeld gegeben. —

— **Im Berliner Schauspielhaus** will man außer dem „Eisenbahn“ Lauffs noch ein Drama zur Aufführung bringen, das denselben Stoff behandelt: Karl Pauls Schauspiel „Der Roland von Berlin“. —

— **Die Meldung über das Aufhören des Berliner Theaters** war unbegründet. Das Theater ist dem Konsortium, das Paul Lindau als Direktor verpflichtet hat, bis zum 1. September 1905 verpachtet. —

— **In Verein für deutsches Kunstgewerbe** wird am Mittwoch, abends 8 1/2 Uhr, im Festsaal des Künstlerhauses Prof. Dr. Max Schmid einen Vortrag über „Hauptprobleme der modernen Malerei seit 1870“ halten. —

— **Für den malerischen Stamm des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg,** ein größeres und ein kleineres Plafondbild, ist ein Preisanschreiben veranlaßt. Für die Ausführung der Bilder sind 6500 und 3500 M. angesetzt. Die Entwürfe sind bis zum 20. Februar 1906 einzusenden. Der erste Preis besteht in der Erteilung des Auftrags, sofern ein entsprechender Entwurf einlauft; der zweite Preis beträgt 500 M. und der dritte Preis 300 M. —

— **In der Wiener Hofoper** errang eine neue Märchenoper „Es war einmal“ von Alexander Zemlinstky einen schönen Erfolg. —

— **Auf eine Rundfrage, welches Werk von Richard Wagner** halten Sie für das beste?“ haben 60 bekannte Musiker und Musikschriftsteller geantwortet. Mit übergroßer Mehrheit haben sich die verschiedenen Richtungen angehörigen Befragten für die „Meisterfänger“ erklärt. An zweiter Stelle in der Abstimmung kommt „Tristan und Isolde“, die wiederholt mit den „Meisterfängern“ zusammen gewählt wird. Nur ganz vereinzelt werden „Lohengrin“ und „Tannhäuser“ genannt. Der „Ring des Nibelungen“ und die „Walküre“, die das Publikum im Theaterbezug zweifellos bevorzugt, hat bei dieser Konkurrenz nur ganz wenige Stimmen auf sich vereint, darunter namentlich die der Italiener. Die Antworten sind von Hugo Tormich in einem Buch vereint und veröffentlicht worden. —

— **Der Kriegskorrespondent G. W. Steebens** von der Londoner „Daily Mail“ ist im Alter von 30 Jahren in Lady Smith an einer Darmenzündung gestorben. Er war durch seine außerordentlich anschaulichen Schilderungen aller möglichen Ereignisse, die gerade die Aufmerksamkeit erregten, in England populär geworden. —